

Zahl und wissenschaftlicher Bedeutung zugenommen. Es möchte mir scheinen, daß trotz der für karelische Verhältnisse guten Ausstattung die »Apostolische Schule«, wenn man sie so nennen darf, am Skit Jerusalem in Valamo den Vergleich mit der entsprechenden Schule in Grottaferrata nicht aushalten kann.

Auch aus dieser Einschätzung der intellektuellen Betätigung folgt, daß das Kloster zu Grottaferrata nicht ein in sich »ruhendes« Ganze bilden kann. Es wird nicht nur durch seine innere und äußere Abgeschlossenheit und biegsame »Ruhe« Menschen an sich ziehen, wie dies die russischen Klöster oder in geringerem Maße etwa die Trappisten und die Kartäuser der Weltkirche tun. Das Kloster wird vielmehr bewußt auf die Umwelt Einfluß zu gewinnen suchen; freilich wird es dabei keineswegs die Art der »apostolischen« Orden der lateinischen Kirche übernehmen. Aber durch die angeschlossene Druckerei, durch seine Werkstätten zur Herstellung von Ikonen, durch seinen liturgischen Chor, der den altgriechischen Neumenchoral sowohl wie den ins moderne Oktavsystem übersehten liturgischen Gesang pflegt, durch seine bedeutende Bücherei, deren Bestände meistens dem 18. Jahrhundert entstammen, sowie mit seinen Handschriften- und Frühdruckzimmern, in denen sich Palimpseste und Manuskripte aus dem 11. Jahrhundert befinden, will das Kloster im lateinischen Westen, vor den Toren der Stadt des Papsttums, ein Hort des im Rahmen der Gesamtkirche dem Lateinertum gleichberechtigten griechischen Brauchtums sein. Die Mönche stehen aber auch in freundschaftlichen Beziehungen zu manchen Klöstern des eigentlichen Griechenlands. Inwieweit das Bemühen von dauerhaftem Erfolg begleitet sein wird, ist schwer zu sagen. Das hängt ja wahrhaftig nicht nur vom guten Willen der Klosterinsassen ab. So viele äußere Umstände der West- und Ostkirche haben darauf Einfluß. Die Tatsache aber, daß die Stiftung des hl. Nilus von Rossano trotz der häufig größten Ungunst der Zeitumstände sich ein selbständiges Eigen-dasein bewahrt hat, läßt auf eine fruchttragende Zukunft hoffen. Ohne irgend ein auch noch so schwaches Verdikt über den asketischen Hesychnasmus zu fällen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß einmal ostkirchliche Mönche dem Kloster dankbar dafür sein werden, daß es seine rein koinobitische, nicht hesychastisch beeinflusste Tradition treu durch die Jahrhunderte bewahrt hat.

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I.

Tagung für ostkirchliche Theologie in Athen. Seit dem Konzil von Florenz im 15. Jahrhundert waren die Theologen der von Rom getrennten Kirchen des Ostens niemals mehr zu gemeinsamen Beratungen vereinigt gewesen. Da gaben die von protestantischer Seite ins Leben gerufenen Kongresse der sog. Ökumenischen Bewegung, die ja im vergangenen Sommer in Oxford und Edinburgh wieder eine ihrer einflußreichen Tagungen hielt, im Jahre 1922 dem grie-

chischen Theologen Hamilkar Alivizatos die Anregung, eine Sonderversammlung für die theologische Wissenschaft aller selbständigen Ostkirchen vorzuschlagen. Aber erst am Ende des Jahres 1936 kam dieser Kongreß in Athen zustande, und im Jahrgang 1937 (S. 255 ff.) der vom französischen Institut für byzantinische Studien in Bukarest herausgegebenen katholischen Vierteljahrsschrift »Échos d'Orient« veröffentlichte E. Stephanou aus eigener Beobachtung einen ausführlichen Bericht.

Schon bei der Eröffnung, die in Gegenwart des griechischen Königs und der meistens nichtpriesterlichen Theologen von acht selbständigen Ostkirchen stattfand, beklagte der sehr beredte Professor Alivizatos den unermesslichen Schaden, der dem christlichen Osten aus der Spaltung in so viele Nationalkirchen erwachsen sei. Völkische und sprachliche Verschiedenheiten hätten im Laufe der Jahrhunderte zu Feindschaften zwischen den Kindern derselben Mutterkirche und zu einem religiösen »Marasmus« geführt. Sei trotzdem irgendwo eine theologische Bewegung sichtbar geworden, so hätten andere Länder nichts von ihr erfahren oder sie als verdächtig betrachtet. Leider habe jedes Volk gemeint, aus vaterländischen Gründen so handeln zu müssen.

In den ordentlichen Sitzungen des Kongresses wurden außer der geschichtlichen Entwicklung der schismatischen Theologie die wichtigsten Kirchenfragen der Gegenwart, z. B. das allgemeine Konzil, die Priesterehe, die Kirchenmusik, die Haltung gegenüber der weltlichen Kultur, die Aufgaben der theologischen Wissenschaft, vielseitig behandelt. Mit besonderer Lebhaftigkeit wurde die russische Theorie der »Sobornostj« verteidigt und angegriffen, die bekanntlich die Gültigkeit auch der Konzilsbeschlüsse davon abhängig macht, ob das gläubige Laienvolk sie annimmt. Weitläufig wurden ferner die Einwirkungen der Jesuiten des 17. Jahrhunderts und der deutschen Protestanten des 19. Jahrhunderts auf die schismatische Theologie festgestellt und dagegen die griechischen Kirchenväter als heute noch maßgebende Zeugen der reinen Lehre angerufen.

Alle anwesenden Theologen waren, wie Stephanou schreibt, »in dem Wunsche einig, auf jede Weise endlich einmal ein Weltkonzil oder wenigstens ein Konzil aller von Rom getrennten Kirchen zu ermöglichen, aber man kann nicht sagen, daß die selbständigen Nationalkirchen es wirklich als notwendig empfinden.« Als Hauptergebnis des Kongresses betrachtet Stephanou die Fühlungnahme der bisher einander fremden Theologen, eine gründliche Erörterung der wichtigsten Streitfragen sei um des Friedens willen geschickt vermieden worden. Die Verhandlungen wurden meistens in deutscher Sprache geführt, weil diese von den Teilnehmern am leichtesten verstanden wurde. Über die katholische Kirche sprach man im allgemeinen achtungsvoll. Einige katholische Priester aus Athen wohnten unoffiziell den Verhandlungen bei, und ihnen sowie einem Anglikaner und einem schweizerischen Protestanten dankte Professor Alivizatos als Präsident in seiner Schlußrede für ihre Aufmerksamkeit mit der Versicherung, daß die Theologie der selbständigen Ostkirchen die Fortschritte anderer theologischer Richtungen im Auge behalte; denn, sagte er, »diese Fortschritte werden viel beitragen,

den Weg zum gegenseitigen Verständnis zu ebnen, das in vielleicht ferner, aber sicherer Zukunft zu jener Einheit aller christlichen Kirchen führen wird, die der Herr versprochen hat, und um die unsere Kirche unaufhörlich betet.« Vielleicht würde dazu mehr noch als theologische Klärungen die Überwindung des von Alivizatos beklagten religiösen Marasmus helfen, den ich auf meinen Reisen im schismatischen Osten neben Beispielen ergreifender Frömmigkeit nicht nur beim einfachen Volke, sondern auch bei führenden Kirchenmännern mit Staunen bemerkt habe. Doch darf man solche Beobachtungen überhaupt nur mit großer Vorsicht verwerten, wie an einem Londoner Beispiel anderer Art besonders deutlich wird.

Englisches Benehmen in der Kirche. Wer in London gelegentlich eine anglikanische Abendandacht in der Paulskirche besucht hat und Zeuge gewesen ist, wie fromm dort gut angezogene Damen und Herren neben armen Leuten niederknien und beten, und wie ehrfurchtweckend die geschulte Stimme des Bibellefers durch den weiten Raum schallt, möchte wohl annehmen, in der würdevollen viktorianischen Zeit, die vor 100 Jahren begann, sei es erst recht so erbaulich zugegangen. Durch die Wochenausgabe der »Times« (1. Juli 1937, S. 5) wird man aber eines andern belehrt. 1837 verhandelte der Innenminister Lord Russell auf Wunsch der jungen Königin mit dem Domherrn Sidney Smith von St. Paul über den Vorschlag, die übliche Gebühr von 2 Pence für die Besichtigung des Domes zu streichen. Sidney Smith war dagegen und schrieb dem Minister: »Wenn die Tore von St. Paul ohne weiteres offen ständen, würde die Kirche wie in früheren Tagen wieder ein Treffpunkt für die schlimmsten Elemente der Hauptstadt, männliche wie weibliche.... Sogar jetzt kann man trotz des erschwerten Eintritts Leute beobachten, die bettelnd in der Kirche umhergehen oder Traglasten hindurchschleppen, Frauen, die stricken, Gruppen, die ihren Imbiß verzehren. Hunde und Kinder spielen miteinander, es wird laut gelacht und geplaudert.... Auf der einen Seite kniet eine Schar Andächtiger und betet, auf der andern Seite ist all die lärmende Ausgelassenheit des Londoner Pöbels, der sich mit der Polizei herumstreitet.... Die Denkmäler sind über und über bekritzelt, oft in der schamlosesten Weise.« Der Verfasser des Aufsatzes fügt hinzu: »Leute, die keine Achtung vor ihren Gotteshäusern haben, halten nichts mehr heilig. Dieses Bild der Entweihung von St. Paul ist nur eines aus einer langen Reihe, die sich von der englischen Gesellschaft zu Beginn der viktorianischen Zeit malen ließe, wenn das Gefühl für Anstand einen nicht hinderte.« Zurückdämmung der Zügellosigkeit sei dringend nötig gewesen, und man dürfe sich schließlich nicht wundern, daß die erwünschte Wohlerzogenheit oft zu Starrheit entartet sei. Trotz allem zweifelt der Verfasser, ob der jetzige Durchschnittsengländer, dessen Benehmen in der Kirche soviel besser ist als damals, auch innerlich religiöser geworden ist. Es gibt Gründe genug, die diesen Zweifel rechtfertigen, selbst wenn man die auch in England gegen früher sehr gestiegene Neigung zum Irrationalen vorwiegend als Begünstigung des religiösen Lebens ansehen wollte, während sie doch ebensowohl eine Behinderung echter Religion sein kann.

Irrationale Andachtsformen. Sogar auf katholischer Seite wird heute zu oft vergessen, daß die religiöse Hingabe, bei der selbstverständlich Wille und Gefühl mitwirken, im allgemeinen nur dann rein und dauerhaft ist, wenn sie auf einem Glauben ruht, der sich durch vernünftiges Denken sichern läßt. Das Heilige Offizium, also die höchste Kardinalskongregation, wandte sich durch ein besonderes Dekret (*»Acta Apostolicae Sedis«*, 3. Juli 1937, S. 304 f.) mit scharfen Worten gegen das Überhandnehmen »neuer und oft lächerlicher Andachtsübungen, die fast immer nutzlose Nachahmungen oder auch Entstellungen alter und rechtmäßiger Andachtsformen sind«. Ebenso betont Émile Merich S. J. in seinem erfolgreichen Werke *»Le Corps Mystique du Christ. Études de théologie historique«* (2 Bde. 2. Auflage, Brüssel 1936, Édition Universelle, fr. 90.-), daß es »heutzutage so nötig ist wie nur je«, die falsche Mystik zurückzuweisen, die sich in der Auffassung der Kirche als des mystischen Leibes Christi »mehr auf Phantasie und Gefühl als auf Vernunft und Glauben« stützt. Es gebe wirklich Leute, die sich durch den bildlichen Ausdruck »mystischer Leib« zu »Gefühlseligkeit, geistlichem Hochmut, Sehnsucht nach ungewöhnlichen, verzückten und oft krankhaften Seelenzuständen« oder zu einer tatlosen Verlenkung in Christus verleiten lassen (I. Bd. S. XX f.).

Ohne Vorbehalte stellt Merich fest, daß es auf die Frage nach dem richtigen Sinn der Lehre vom mystischen Leibe Christi zwei Antworten gibt, die »beide gut, beide rechtgläubig« sind (XXIII). Die eine geht von dem gefundenen Grundsatze aus, nichts Übernatürliches zu behaupten, solange keine sichere Offenbarung dazu zwingt. Man genüge aber der Heiligen Schrift und der verpflichtenden kirchlichen Überlieferung, wenn man die bildlichen Ausdrücke vom Leib (1 Kor. 12, 12 ff.) und vom Weinstock (Joh. 15, 12 ff.) durch die geheimnisvolle (daher »mystische«) Einheit erkläre, in der wir durch die von Christus ausgehende übernatürliche Gnade mit ihm und mit allen Gliedern der Kirche verbunden sind (vgl. Thomas von Aquino, S. Th. p. 3 q. 8 a. 1). Merich teilt diese Auffassung nicht, sondern stellt sich die Aufgabe, durch genaue Untersuchung einer sehr großen Zahl von Stellen der Bibel, der Kirchenväter und der Scholastiker zu beweisen, daß in der Gesamtheit dieser Texte eine starke Rechtfertigung der zweiten Ansicht liegt, wonach die auch von der ersten Ansicht als notwendig festgehaltene Gnadenverbindung mit Christus weit über einen im gewöhnlichen Sinn urfächlichen Zusammenhang hinaus eine unbegreifliche Einheit aller Gläubigen mit ihrem Erlöser bewirkt.

Mit der ersten Ansicht setzt sich das Buch nicht weiter auseinander. Es versucht auch keine systematische Begründung des Vorzuges der zweiten Ansicht. Die allgemeine Erwägung (II 375 f.), sie entspreche besser als die andere der Häufigkeit und Eindringlichkeit, mit der in den kirchlichen Quellen die Verbindung mit Christus betont werde, ist um so weniger ein zwingender Beweis, als Merich selber (II 159) daran erinnert, daß die Kirchenväter bei ihren Äußerungen zu dieser Frage nicht auf begriffliche Schärfe bedacht waren, sondern in der seelisch bewegten Art Platons sprachen. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der gewal-

tigen und rasch anerkannten Arbeit, mit der alle wichtigen dogmatischen Zusammenhänge der Lehre vom mystischen Leibe Christi durch eine teils geschichtlich, teils logisch geordnete Fülle von Zeugnissen aufgedeckt werden.

Katholische Pfadfinder. Es ist begreiflich, daß die zunehmende Auswertung der Lehre vom mystischen Leibe Christi namentlich bei der katholischen Jugend das innere Verhältnis zum göttlichen Heiland gestärkt und verklärt hat. So bezeugte in der holländischen Monatschrift »Studiën« (September 1937, S. 257 f.) ein katholischer Teilnehmer am diesjährigen Welttreffen der Pfadfinder in Vogelenzang bei Haarlem, obgleich die völkerverföhnende Kraft solcher Zusammenkünfte vielleicht überschätzt werde, und obgleich an manchen Punkten des Lagers Zucht und Ordnung strengen Anforderungen nicht genügt hätten, sei die höhere religiöse Einheit des katholischen Teiles der Pfadfinder aller Länder deutlich hervorgetreten, sowohl bei der heiligen Messe wie bei der »freiwilligen Nachtanbetung, die stark besucht wurde, und von der man viele sogar zurückhalten mußte, weil sie zu müde und zu jung waren«.

Dem »Osservatore Romano« (Nr. 189, 15. August 1937) wurde über dieses Pfadfindertreffen berichtet, daß unter den fast 30 000 Teilnehmern über 300 geistliche Berater katholischer Pfadfindergruppen waren, Weltpriester und Ordenspriester aller Farben. Die im Lager vertretenen 31 Länder zählten rund 270 000 katholische Pfadfinder; davon kommen auf Österreich 10 000, auf die Schweiz 6000, auf Ungarn 32 000, auf Polen 90 000, auf England 25 000, auf Frankreich 69 000. Kraftvoll stehen diese Gruppen in der Katholischen Aktion, und auch die Zahl der Priesterberufe aus ihrer Mitte ist überraschend groß. Im wallonischen Teil Belgiens waren es z. B. 500 in zehn Jahren. 2500 französische Priester sind Pfadfinder gewesen. In der Schweiz hatte Bischof Besson bei der diesjährigen Priesterweihe unter 24 Kandidaten 17 Pfadfinder. In dem berühmten Pariser Seminar Saint-Sulpice ist jeder dritte Theologe Pfadfinder. Mit besonderem Nachdruck wird in den Zusammenkünften katholischer Pfadfinder die christliche Nächstenliebe betont, die »in apostolischer Zusammenarbeit und heiligem Wettstreit wirken helfen soll, das Verständnis zwischen Angehörigen und Völkern verschiedener Länder zu vertiefen«.

Neues Leben aus Ruinen. Über der selbstverständlichen Bedeutung einer glaubensstarken Jugend für die katholische Zukunft ihres Landes darf man aber nicht die tröstliche Lehre der Kirchengeschichte vergessen, daß auch aus religiös verwüsteten Gegenden oft ein neuer Frühling katholischen Lebens aufgeblüht ist. Eines der merkwürdigsten Beispiele bietet seit langem der religiöse Umschwung in den südfranzösischen Cevennen, wo in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der junge Jesuit Franz Régis mit unfäglichen Mühen als Volksmissionar wirkte. Zur zweiten Jahrhundertfeier seiner Heiligsprechung ist sein Leben von Georges Guitten S. J. nach gründlicher Quellendurchforschung neu geschrieben worden (»Saint Jean-François Régis, 1597-1640« [Paris 1937], Éditions Spes, fr. 40.-). Die überaus unwirtlichen Gebiete, durch die der Heilige predigend von Ort zu Ort zog, hatten durch die Hugenottenkriege so gelitten, daß nach zeit-

genössischen Berichten (S. 201 ff.) in einem ganzen Bistum nur noch drei oder vier Kirchen und Pfarrhäuser standen. Weil fast überall Priester fehlten, übernahmen unverheiratete Schullehrer das Predigtamt. Ein großer Teil der in einem Nachbarsprengel noch vorhandenen Geistlichen war derart in Trunksucht und Verhöhnung der Zölibatgesetze verfunken, daß sie beim Tod eines reformeifrigen Bischofs »fröhlich ihre schwarzen Talare vor die Wirtshausfenster hängten« und »Trinksprüche auf seine Gesundheit ausbrachten«.

Heute gehören nach der kirchlichen Statistik die Bistümer Le Puy und Viviers, in denen Franz Regis hauptsächlich gearbeitet hat, zu den mit Priestern und Seminaristen am besten versehenen in Frankreich. Und in dem kleinen Dorf Lalouvesc, wo der Heilige begraben liegt, ist ihm eine mächtige Basilika geweiht, zu der jährlich über hunderttausend Pilger strömen. In den letzten zwanzig Jahren wurden dort monatlich im Durchschnitt mehr als fünftausend Beichten gehört, was um so mehr befagt, als die Pilger meist nur in kleinen Gruppen oder einzeln kommen (S. 591 ff.). Ein Erzpriester sagte dem P. Guittou, daß aus seinem Heimatdorf die Leute vom Samstagabend bis Sonntagabend fast ohne Nachtruhe und den größten Teil des Weges barfuß nach Lalouvesc pilgerten, was hin und zurück zusammen gegen hundert Kilometer betrage. »Mein Vater«, sagte er, »hat die Wallfahrt immer so gemacht, nur einmal ist er im Automobil gefahren.« In der ganzen Gegend gibt es kein Haus ohne ein Bild des »heiligen Paters«. Die moderne Entwicklung der Verkehrsmittel und des Jugendwanderns bringt immer mehr Wallfahrer aus weiter Ferne, selbst aus Algier.

II.

Caritasarbeit in Deutschland. Neben den gewaltigen Leistungen der staatlichen Hilfswerke für Notleidende bleiben im Deutschen Reiche auch der katholischen Caritas große Aufgaben, an denen sie unverdrossen arbeitet. So ist nach dem Jahresbericht der deutschen Vinzenzvereine (»Vinzenzblätter« 1937, Nr. 7/8, S. 107 ff.), die ja nur einen geringen Teil der in der Caritas wirkenden Kräfte umfassen, im Jahre 1936 zwar die Zahl der »tätigen Mitglieder« (12 630) um fast 900 gesunken, dagegen die Zahl der »helfenden Mitglieder« (65 781) um 4085 gestiegen, was hauptsächlich auf die »Einführung einer richtig arbeitenden Pfarrcaritas« zurückzuführen ist. Die Einnahmen (896 651 M) stiegen um 26 300 M. Einen großen Aufschwung nahm besonders die Versorgung mit guten Büchern; denn »ein Bedürfnis nach religiöser Lektüre sei unzweifelhaft bei den Armen vorhanden«. Obwohl noch vier Fünftel der Mitglieder über vierzig Jahre alt sind, sieht man aus einem Werkheft des Arbeitskreises »Caritas und Jugend« (»Junge Gemeinde rückt nach« [Freiburg 1937] Werthmannhaus), wie eifrig man im ganzen Reiche auch auf »Erweiterung und Vertiefung des Caritasgedankens in der katholischen Jugend« bedacht ist. Die in dem Heft enthaltenen Berichte männlicher und weiblicher Jugendvertreter aus den verschiedensten Ständen, die sich in Altenberg bei Köln zu einer Wochenendtagung zusammen-

gefunden hatten, zeugen ebenso erfreulich von religiöser Innigkeit wie von praktischem Blick für die heutigen Nöte.

So heißt es in einem Bericht aus der Vinzenzkonferenz einer Essener Vorortsgemeinde von 7000 Einwohnern, unter denen 4000 Katholiken sind (S. 41 ff.): »Jeder Bezirk bekam zwei Bezirksvorsteher, ein älteres Mitglied und einen von uns Jungen. ... Festgelegt wurde, jede Familie zu besuchen. ... So lernten wir unendlich viele Menschen kennen, Familien, die bisher noch von keiner kirchlichen Stelle besucht waren, obwohl sie schon mehrere Jahre im Orte wohnten. ... Wir lernten dabei so viel Not und Leid kennen, wie wir es uns nicht vorgestellt hatten. ... Und ich muß als Kassierer sagen, daß wir trotz unserer Großzügigkeit immer Geld in der Kasse hatten. ... Der Arbeitsdienst wird eingeführt. Viele junge Menschen müssen zum Militär. Ein Aufruf im Kirchenblatt an die Eltern, daß wir den Söhnen und Töchtern zu Weihnachten eine Liebesgabe senden würden, ergab hundertprozentige Angabe der Adressen. ... Eine Anregung bei den Mädchen, mitzuarbeiten für die Armen der Gemeinde, erzeugte große Begeisterung. Ja, ich kann sagen, es setzte ein förmlicher Wettbewerb unter den Kindern ein, um besonders Schönes zu leisten. ... Mir ist es immer beim Überbringen einer Gabe an einen sorgenvollen Vater oder eine Mutter, als müßte ich fliehen, nur nichts mehr sagen. Es ist doch ganz selten, wenn man in eine religiös kranke Familie kommt, etwas von Kirche und Gott sprechen zu können. Was müssen wir da tun? Hier versagen die meisten, hier sind wir meist unfähig. Es wäre so nötig, hier den rechten Weg zu finden, um den Brüdern und Schwestern in den Konferenzen den Weg zu zeigen, dem Heilande die verlorene Seele wiederzubringen.«

Wirtschaft als Gottesdienst. Vielleicht wäre die höchste Aufgabe der Caritasarbeit heute nicht ganz so schwer, wenn der größte Teil der Wirtschaft nicht selber seit Jahrzehnten bemüht gewesen wäre, die hergebrachten Zeichen religiöser Beziehungen aus den Betrieben verschwinden zu lassen. Dagegen hat ein weltbekanntes Eisenwerk in Schweden, Sandvikens bei Gävle, Mitte Juli dieses Jahres das Fest seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens nach ernstem Väterbrauch in der lutherischen Stadtkirche begonnen, und die großaufgemachte Beschreibung in der Stockholmer Tageszeitung »Svenska Dagbladet« (Nr. 192, 19. Juli 1937) wurde zu einer ungewollten Mahnung an gedankenlose Gottvergeffenheit. Um 7 Uhr morgens läuteten die Glocken den Jubeltag ein. Etwas später riefen die schmetternden Hörner der städtischen Kapelle zur Kirche, wo der Pfarrer einen Festgottesdienst hielt. Dann zog aus dem Kirchentor eine Kranzprozession auf den Friedhof zu den geschmückten Gräbern des Stifters und seiner verstorbenen Mitarbeiter und Nachfolger. Nun erst besichtigten die Festgäste zu Tausenden die neuen Sportanlagen, die den Ruhm der musterhaften sozialen Einrichtungen Sandvikens würdig krönen. Um 1 Uhr nachmittags füllte sich wieder die Kirche. Dreihundert Veteranen des Eisenwerkes zogen ein. Sie alle hatten wenigstens 30-40 Jahre Dienst hinter sich, und nun empfingen sie im heiligen Raum die Ehrengeschenke, die ihnen der König, vaterländische Gesellschaften und die

feiernde Firma zugebracht hatten. Über alledem wurden aber die weltlichen Festfreuden nicht vergessen, weder an den für 7000 Personen gedeckten Tischen, noch im dichtbesetzten Fußballstadion.

Gewiß vermag die religiöse Weihe eines solchen Tages nicht alle Herzen lebendig zu ergreifen, aber sie hilft wenigstens mit, in der Öffentlichkeit den Gedanken wachzuhalten, daß auch das gewaltige Reich der Technik nicht nach rein diesseitigen Richtlinien geordnet werden kann, sondern wie alles menschliche Tun unter der Herrschaft Gottes steht. Gerade heute darf nichts, was uns daran erinnert, als zu gering gelten, selbst wenn es so oft übersehen wird wie auf dem Architrav der Londoner Börse das Psalmwort: »Des Herrn ist die Erde und ihre Fülle«, oder wenn es so wichtig umrahmt ist wie im Wirtshause des mittelschottischen Anglerparadieses Dalwhinnie in der vielbereisten Grafschaft Inverness das an der Wand hängende Gebet: »O Gott, laß mich heute einen so großen Fisch fangen, daß ich davon erzählen kann, ohne lügen zu müssen!«

Daß übrigens die heutige Arbeiterchaft, zumal die junge, die Religion sehr ernst zu nehmen vermag, zeigte wiederum der Kongreß der französischen »Jeunesse ouvrière chrétienne« (J. O. C.), der im Juli 1937 in Paris tagte. Vor zehn Jahren ist dieser katholische Jugendverband von Belgien nach Frankreich vorgedrungen, und nun umfaßt er hier bereits 100 000 Arbeiter und Arbeiterinnen. Sie betonen in ihren Leitfäden ausdrücklich, daß der größte Teil der irdischen Arbeit als Laienarbeit anzusehen und von Laien zu leiten und zu tun ist, nicht von Geistlichen; aber sie leugnen, daß irgend eine Laienarbeit nicht auf Gott zu beziehen wäre, oder daß die Beziehung auf Gott für einen Katholiken außerhalb des Bereiches der Kirchengewalt liegen könnte. 80 000 waren mit ihren Gästen, darunter vier Kardinälen, 38 Bischöfen und zahlreichen Arbeitgebern, in einer Massenversammlung des Kongresses vereint, und der Eindruck war so gewaltig, daß François Mauriac von der Französischen Akademie im »Figaro« (21. Juli 1937) schrieb, »als von Fackelträgern geleitet, von jungen Schultern getragen, das große, kahle, dunkle Kreuz erschien und sein Stamm dann langsam über dem Altarbau eines ganzen Volkes aufstieg«, hätten eigentlich auch die Gegner begreifen müssen, »daß eine neue Tatsache, vielleicht die bedeutamste unserer unruhigen Zeit, die Übergabe dieses Kreuzes an die Arbeiter ist, seine Rückkehr zur französischen Arbeiterjugend, in deren Herzen Gott auferstanden ist, um sie nie mehr zu verlassen.«

Geldmacht und Gerechtigkeit. Solche Gesinnung ist ohne Zweifel hervorragend geeignet, jener sozialen Ungerechtigkeit entgegenzuwirken, die noch immer eine der schmerzlichsten Wunden unserer Zeit ist. Der amerikanische Soziolog H. Fichter S. J. schrieb in einem Aufsatz über die Unerlaubtheit des Sitstreiks (»The Catholic World«, August 1937, S. 562 ff.), aus den Berichten des nordamerikanischen Senates und aus andern Untersuchungen habe sich mit voller Sicherheit ergeben, daß die Industrie ungeheure Gelder aufwende, um den Arbeitern die ihnen zustehende Gleichberechtigung mit den Unternehmern in Verhandlungen über die Arbeitsbedingungen unmöglich zu machen. »Man

schätzt die von der Industrie für diesen Zweck jährlich ausgegebenen Summen auf ungefähr 80 Millionen Dollar.« Im Londoner »Spectator« begannen am 10. September 1937 (S. 412 f.) genau belegte Veröffentlichungen von Einzelheiten über diese Gelder, mit denen besonders Hunderte von Spionen bezahlt werden, die sich als Arbeiter, als Sekretäre, sogar als Vorstandsmitglieder in die Gewerkschaften einschleichen und ihnen oft in kurzer Zeit einen großen Teil ihrer Leute durch verräterisches Zusammenspiel mit dem Unternehmer abspenstig machen.

Fast noch schlimmer tobt sich die rücksichtslose Gewinnucht auf Kosten von Gerechtigkeit und Wahrheit in weiten Bezirken des Zeitungswesens aus. M. D. Kennedy, der als englischer Offizier im Nachrichtendienst des Kriegsministeriums arbeitete, dann in Tokyo zehn Jahre Berichterstatter einer englischen Agentur für Zeitungsnachrichten war und jetzt wieder in der britischen Verwaltung tätig ist, gab in »The Nineteenth Century and After« (August 1937, S. 166 ff.) aus reicher Erfahrung Belege, die manchen Zeitungsliefer vorsichtiger machen müßten. Der Berichterstatter stehe unter dem verhängnisvollen Gebot seiner Firma, alle Konkurrenten an Zügigkeit und Schnelligkeit der Meldungen zu überbieten. »Bei einer Gelegenheit wurde ich scharf gemahnt, weil ich eine Meldung acht Minuten später von Tokyo nach London gelangen ließ als ein Kollege.« Einem amerikanischen Berichterstatter wurde von seinem Verleger mit Abberufung gedroht, als er auf die Forderung, packende Berichte über die japanisch-russische Spannung zu senden, die Antwort gab, im Augenblick sei die Spannung nicht nennenswert. »Die Schädigung internationaler Beziehungen durch so leichtsinniges Vorgehen ist unberechenbar«, zumal da Sensationsblätter den Widerruf übereilter Meldungen »in neun Fällen unter zehn« entweder »überhaupt nicht veröffentlichen oder in einer unauffälligen Ecke unterbringen, wo die große Masse der Leser, die sich ihre Nachrichten über Weltereignisse aus irreführenden Schlagzeilen holt, sie übersieht«.

Daher sei die gepriesene Pressefreiheit eine »große Täuschung«. Allzu oft werde die Zeitungsethik »von unbekannten Finanzgruppen aus dem Hintergrund beherrscht, die in erster Linie darauf ausgehen, durch Kupplerdienste für die Sensationsgier des Publikums Geld zu verdienen«. – Allerdings ist das nicht die einzige Ursache der zahllosen feinen oder groben Nachrichtenfälschungen, für die auch der deutsche Reichspressechef Dr. Dietrich auf dem Nürnberger Parteitag am 9. September 1937 packende Belege aus den letzten hundert Jahren gab (»Völkischer Beobachter«, München, Nr. 253, 10. September 1937). Wären die von Hauptstadt zu Hauptstadt wandernden internationalen Versammlungen der großen Nachrichtenagenturen weniger vertraulich, so hätte die am 3. September 1937 in Belgrad beendete Zusammenkunft die mißbegierige Welt mit neuen Unterlagen zu der schonend ausgedrückten Entschließung versehen können, die sich »gegen die Verbreitung von falschen und tendenziösen Nachrichten im internationalen Pressewesen wendet, und in der die Verpflichtung ausgesprochen wird, solche Nachrichten aufs Schärfste zu bekämpfen« (»Frankfurter Zeitung«, 5. September 1937, Reichsausgabe). Die Aussichten auf den Erfolg solcher Ent-

schließungen wären größer, wenn die Nachfrage des aufregungslüfternen Publikums geringer würde – genau wie bei einem andern schmachvollen Geschäft.

Ostasiatischer Mädchenhandel. In der Neuyorker Monatschrift »Asia« (Juli 1937, S. 522f.) berichtete Anne Guthrie über eine zur Bekämpfung des Mädchenhandels veranstaltete Tagung ostasiatischer Regierungsvertreter in Java, bei der sie die amtliche Beobachterin für die Vereinigten Staaten von Nordamerika gewesen war. Außer China, Japan, Indien und Siam nahmen als Kolonialmächte England, Frankreich, Holland und Portugal an den Beratungen teil. Aber auch »religiöse und soziale Organisationen aus vielen Ländern« waren vertreten, und es kam stark zum Ausdruck, daß ihre Mithilfe nicht zu entbehren sei. Die früher weite Verbreitung japanischer Dirnen in ganz Ostasien ist infolge von Ausreisebeschränkungen der japanischen Regierung zurückgegangen. Auch der Strom russischer Flüchtlinge, die in sehr großer Zahl diesem Gewerbe zum Opfer fielen, ist einigermaßen gedämmt, obgleich in Harbin, Mukden und Shanghai noch viele Tausende armer Russinnen von ihrer Schande leben.

Dagegen wurde festgestellt, daß allenthalben ein schwunghafter Handel mit Chinesinnen getrieben wird, und daß eine Voraussetzung dazu die ostasiatischen Bordelle sind. »Oft ist behauptet worden, die Abschaffung der Bordelle werde die Straßenprostitution und die Geschlechtskrankheiten vermehren, aber eine Untersuchung der tatsächlichen Verhältnisse in Hongkong, Singapore und Niederländisch-Indien, wo keine Bordelle mehr geduldet werden, hat diese Behauptung widerlegt.« Deshalb erklärte die Tagung, daß die Beseitigung aller Bordelle als Endziel anzustreben und mit unablässiger Sorgfalt die öffentliche Meinung in diese Richtung zu lenken sei. Namentlich ein in England erzogener flämischer Prinz, der dem Innenministerium seines Heimatlandes zugeteilt ist, rief mit großer Entschiedenheit die sittlichen Kräfte auf. »Man darf«, sagte er, »nicht zuviel Nachdruck auf die gesetzliche Seite der Frage legen. Vielmehr muß ein gut geleiteter sozialer Kampf gegen die Prostitution einsetzten, die an dem Handel mit Frauen und Kindern schuld ist. Und bei diesem Kampfe sollten wir uns nur einer Macht zur Verfügung stellen, der Macht echter Menschenliebe.«

Wendung in der nordamerikanischen Negerfrage. Echte Menschenliebe hat auch dem Verständnis für die wirtschaftlichen und geistigen Rechte der Neger Nordamerikas langsam die Wege gebahnt. Man sieht das aus dem milden und eindringlichen Buche »Interracial Justice« (Neuyork 1937, America Press, geb. 2 \$), in dem John La Farge S. J. neben zahlreichen Zeugnissen anderer Sachkenner die Erfahrungen seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit in der Negerseelsorge vorlegt. Die Entspannung ist nicht nur deshalb von Bedeutung für die Sicherung eines christlichen Gemeinschaftsfriedens, weil im Durchschnitt jeder zehnte Bewohner der Vereinigten Staaten ein Neger ist, sondern weil die Macht der schwarzen Bevölkerung durch Zahl, Wohlstand und Bildung zusehends wächst. »Daß eine Rasse, die noch vor zwei oder drei Generationen in Sklaverei und scheinbar hoffnungslose Unwissenheit versunken war, jetzt Zehntausende von Männern und Frauen höchster literarischer

und wissenschaftlicher Kultur und viele Hunderttausende mit guter Schulbildung aufweisen werde, hätte vor hundert Jahren der klügste Beobachter und der größte Optimist nicht vorausgesehen« (54).

III.

Niedergang der zwischenstaatlichen Moral. Nicht erst die kriegesischen Verwicklungen in Ostasien haben dazu geführt, daß in bedenklich weitem Umfang die Weltmeinung sich mit der Tatsache blutiger und lange dauernder Gewalthandlungen zwischen Staaten abfindet, die nicht nach den Formen des Völkerrechts in den Kriegszustand eingetreten sind. »Diese Erscheinung«, schrieb der Osservatore Romano (Nr. 207, 5. September 1937), »ist schon deswegen ernst zu nehmen, weil auf diese Weise ein Verfahren seine Geltung verliert, das jahrhundertlang die zwischenstaatlichen Beziehungen geregelt hat, mehr aber noch, weil man damit wieder eine Stufe tiefer in den Abgrund steigt, in dem nichts übrig bleibt als Rückkehr zum Rechte des Stärkeren.... Die Frage ist wirklich in erster Linie eine moralische Frage. Hier sind nicht mehr die sog. Ideologien Willsons oder ähnliche Gebilde im Spiele, sondern es handelt sich um die elementarsten Gesetze staatlicher Gesittung, um die Grundlagen der internationalen Ordnung der Menschheit.... Der 'Temps' sah einen der Gründe für die Schwächung des Völkerrechts in der allgemeinen Schwächung der Privatmoral, aus der die öffentliche Moral entspringt. Seit in der neueren Zeit die religiösen Gedanken ausgehöhlt wurden, auf denen das Gesetz des Mittelalters ruhte, vollzieht sich vor unsern Augen eine schwere Herabwürdigung der Grundgesetze des internationalen Lebens.« Und doch hat es, wie der »Osservatore Romano« weiter bemerkt, selten eine Zeit gegeben, wo so viele Verträge zur Sicherung des Weltfriedens geschlossen worden sind wie heute. »Beseitigt man die Kriegserklärung, so hält man die Völker in einem Zustande der Spannung und des Argwohns. Man nährt die Ungewißheit über das Fortbestehen der im Frieden geltenden Verpflichtungen, und zugleich beraubt man die kämpfenden Soldaten all der Schutzmaßnahmen im Sinn edler Menschlichkeit, die erst durch die Kriegserklärung in Kraft treten. Auch bleibt, solange der Kriegszustand nicht rechtlich anerkannt ist, die Lage der Neutralen ohne Sicherheit.«

Ethische Kolonialpolitik. Glücklicherweise zeigen sich neben solchen Erschütterungen der politischen Moral auch praktische Bemühungen, an sittlichen Richtlinien festzuhalten. In der Zweimonatschrift »Kolonial Tijdschrift«, die vom Beamtenbund der Niederländisch-Indischen Verwaltung herausgegeben wird, wandte sich der Leidener Professor J. J. Schrieke gegen Mißdeutungen des Verhältnisses zwischen Ethik und Kolonialpolitik (Juli 1937, S. 337 ff.). Niederländische Staatsmänner hätten seit langem die Unterwerfung der Kolonialpolitik unter die sittliche Pflicht gefordert. Van der Wijk erklärte 1865 mit heiliger Enttüstung, die uralten Gebote: »Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hab und Gut«, seien von Holland in Indien übertreten worden, und die Strafe werde nicht ausbleiben. Im selben Jahre schrieb Fruin, bei Er-

örterung der indischen Frage müsse an erster Stelle nicht auf die holländischen Interessen, sondern auf die holländischen Pflichten geachtet werden. Diesen Mahnern stimmte 1900 Van Deventer »um des Gewissens willen« nachdrücklich bei, und unter der Regierung Kuypers erkannte die Thronrede an, daß »Holland gegenüber der Bevölkerung Indiens eine sittliche Aufgabe zu erfüllen habe«. Noch 1936 ließ die holländisch-indische Regierung im Volksrat erklären: »Die ethische Politik ist nicht nur nicht tot, sondern sie ist, im Gegensatz zu einer Politik, die Indien nur als Ausbeutungsland betrachtet, die einzige Politik, die tatsächlich durchgeführt wird und durchgeführt werden kann. Die Regierung wird sich auch weiterhin bei ihrem Vorgehen durch die hohen Ideale der ethischen Politik bestimmen lassen.«

Professor Schrieke ist nicht der Meinung, daß diese Worte so ernst beachtet werden, wie sie sollten. »Die Ethik nimmt man nur auf dem Hintergrunde der übeln Vergangenheit wahr«, und die »hohen Ideale« haben sich »unmerklich in die neue Sachlichkeit des einzig Möglichen, d. h. des Notwendigen verwandelt.« Diese Ansicht Schrieques kann hier nur zur Kenntnis genommen, nicht auf ihre Richtigkeit untersucht werden. Der Unterschied zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, ist allgemein menschlich, gereicht aber niemand zur Ehre, zumal nicht, wenn in Darstellungen der Kolonialgeschichte so oft das Wirkliche, wofern es dem Mutterlande Vorteil bringt, als »ethisch« maskiert und das wahrhaft Ethische als »wirklichkeitsfremd« verschrien wird. Damit soll keineswegs die in Holland mehrmals erhobene Forderung gerechtfertigt werden, sobald Indien reif zur Selbständigkeit sei, müsse ihm Holland die Freiheit geben, auch wenn Holland wirtschaftlich daran zu Grunde gehe: es habe nicht umsonst gelebt, wenn es ein freies Indien geschaffen habe. Gegen solche Blickenge bemerkt Schrieke mit Recht – und seine Worte zeigen, wo überhaupt der Ausgleich zwischen kolonialer Ethik und kolonialer Wirklichkeit zu suchen ist: »Was Indien braucht, verlangt von Holland eine derartige Anspannung und Zusammenballung von Kräften«, wie sie nur aus der Überzeugung möglich ist, daß »Hollands eigene lebenswichtige Belange diese Anspannung und Zusammenballung fordern«. Deshalb könne Indien nur beanspruchen, daß Hollands Bemühen »nicht in kurzfristige Gewinnflucht ausartet, sondern dem überparteilichen Verständnis für das entspringt, was dem Partner zukommt«. So verlangt es nach katholischer Lehre, wie in dieser Zeitschrift (119 [1930] 461 ff.) ausführlich dargelegt worden ist, das höchste irdische Ziel der Menschheit: das Gemeinwohl, dem näherzukommen sie nicht vergebens strebt, so oft sie auch enttäuscht worden ist.

Eitelkeit der Eitelkeiten auf indisch. Es gibt wohl wenige Beispiele, die das melancholische Bekenntnis des biblischen Predigers von der Hinfälligkeit menschlichen Mühens überwältigender bestätigen als die Geschichte Ostindiens, auch wenn sie so unphilosophisch und wegen der Menge der Einzelheiten nicht übersichtlich geschrieben wird, wie Sir George Dunbar es in seiner »Geschichte Indiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart« (München 1937, Oldenbourg, geb. M 10.50) auf Grund eines langen Lebens im

Land und mühevoller Studien getan hat. Gewiß hat gerade die Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffes den Heidelberger Indologen Heinrich Zimmer zur Überlegung veranlaßt, und was sich Seite um Seite gut liest, weckt als Ganzes zuletzt von selber die Frage nach dem Sinn so gewaltiger Zusammenbrüche unaufhörlichen Ringens. Der Hinduismus vermag 200 Millionen religiös zu einen, und die Religion steht ihm so hoch, daß nur der Brahmane, der Angehörige der obersten Kaste, ihr Priester sein darf (13), aber von den tiefen Schatten des Kastensystems kann er sich nicht frei machen, und aus dem Gedanken, »daß jeder Gott verehrt werden muß, wie es seinen mutmaßlichen Sonderwünschen entspricht« (17), leiten Phantasie und Begierde jahrhundertlang das Recht zu den traurigsten Verirrungen ab. Die arischen Eroberer der vorchristlichen Jahrtausende verachteten die dunklen Draviden trotz ihrer mächtigen Kultur (49), rotteten die Unterjochten nach Möglichkeit aus und schlossen jedenfalls keine Heirat mit ihnen – aber ihr Ziel erreichten sie nicht: »der Anteil rein arischen Blutes im ganzen heutigen Indien ist gering« (125). Der indische Buddhismus durchdrang unter König Ashoka im 3. Jahrhundert v. Chr. das gesamte Staatsleben und fandte vom indischen Großreich seine Missionare nach Kleinasien und Osteuropa, aber Jahrhundert um Jahrhundert verlor er in seinem Ursprungsland an Kraft, bis ihn dort im 12. Jahrhundert nach Chr. die Mohammedaner endgültig vertilgten (83). Der Islam war im Mittelalter die herrschende Macht Vorderindiens. Den größten Teil hat er wieder verloren, während der Kern seiner Anhänger sehr verschiedene Rassen so fest zusammenschloß, daß sie »ein eigenes Volk« wurden, »stolz auf ihre politische Herkunft und ihre überlegene Zivilisation« (126) – aber sie sind heute kaum ein Viertel der Gesamtbevölkerung.

Noch geringere Erfolge hat das Christentum aufzuweisen, obwohl es sich im Süden früh ansiedelte und seit dem 16. Jahrhundert ganz große Missionare hatte. Dunbar spricht nicht viel von dem Ergebnis, das heute in Zahlen sechs Millionen Anhänger beträgt, von denen über die Hälfte katholisch ist. Dagegen klagt Alfons Váth S. J. in seinem straffer aufgebauten Bande »Die Inder« (Freiburg 1934), daß die religiöse Neutralität der britischen Regierung »in der Ausführung der Religionslosigkeit gleichkam«. Diese Haltung verursacht in einem Volke, dessen Kultur »von religiösem Geiste vollständig durchtränkt« ist, im Gegensatz zu den englischen Hoffnungen »eine Abkehr vom Geiste des Westens« (241). Immerhin entfalten nicht nur Hinduismus und Islam jährlich neue Werbekraft, auch die christlichen Missionare arbeiten sich unverdrossen vor, und durch ihre stark besuchten Schulen gelangen christliche Anschauungen immer mehr auch in die Teile der führenden Klassen, die das Christentum noch nicht als Ganzes annehmen. Der Weg kann lang werden, aber einen kürzeren gibt es wohl nicht.

Um die Zukunft der spanischen Kirche. Wem Indien zu fern liegt, dem vermag das heutige Spanien eine Vorstellung von den zähen Hindernissen zu geben, die selbst sehr viel geringere geistige und soziale Verwicklungen dem vollen Siege des katholischen Gedankens entgegenstellen. In dem gemeinsamen Schreiben, das die spanischen Bischöfe am 1. Juli 1937 an die Bischöfe der ganzen

Welt gerichtet haben, wird nicht geleugnet, daß die besitzenden Klassen teilweise ihre sozialen »Pflichten der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe« außeracht gelassen und dadurch die anarchistischen und kommunistischen Greuel irgendwie mitverschuldet haben, wenn auch der Klassenkampf in andern Ländern noch heftiger gewesen sei. Aber zugleich habe vom Beginn des Bürgerkrieges an das Schicksal der im Volksempfinden seit Jahrhunderten verwurzelten katholischen Religion auf dem Spiele gestanden. Schon die von der neuen Verfassung des Jahres 1931 verursachte Entkirchlichung weiter Gebiete des Volkslebens sei vom Lande als unspanisch empfunden worden. »Das spanische Volk bewahrte in seiner großen Mehrheit den lebendigen Glauben seiner Ahnen. Mit unbefiegbarer Geduld ertrug es das dauernde Unrecht, das die schlechten Gesetze seinem Gewissen antaten. Aber durch diese aufreizende Verwegenheit der politischen Machthaber setzte sich in seiner Seele mehr und mehr ein Gefühl der Ablehnung und des Widerstandes gegen eine Regierung fest, die es an der elementarsten Gerechtigkeit fehlen ließ, an der Gerechtigkeit gegen Gott und gegen das Gewissen der Staatsangehörigen.«

Selbstverständlich habe die Kirche dieses Vorgehen der Regierung nicht billigen können, aber daraus folge keineswegs, daß die Bischöfe mit General Franco ein politisches Bündnis hätten schließen müssen. Da ihre religiöse Sendung an jeden Spanier gehe, seien sie unbeschadet der Dankbarkeit gegen ihren Befreier keiner Partei politisch zugeordnet, sondern sie seien bereit, mit jeder Regierung zusammenzuarbeiten, die dem Lande Gerechtigkeit und Frieden sichere. Obwohl nun die Zustände in dem von ihm besetzten Gebiete nach Ansicht der Bischöfe hoffen lassen, daß er nach Besiegung seiner Gegner, deren Triumph ein religiöses Unglück wäre, in ganz Spanien die Herrschaft der Gerechtigkeit aufrichten wird, ist der Blick in die kirchliche Zukunft von ernsten Sorgen getrübt. »Wir leiden«, sagen die Bischöfe, »an sehr schweren Übeln. Die Lockerung der gesellschaftlichen Bande, die Gewohnheiten einer verderbten Politik, die Verkennung der bürgerlichen Pflichten, die mangelhafte Vertrautheit mit echt katholischen Grundsätzen, die Meinungsverschiedenheiten in unsern großen nationalen Fragen, die Hinmordung Tausender von erlesenen Männern, die nach Stand und Bildung zum nationalen Aufbau berufen waren, der Einfluß fremder, vom Christentum wegstrebender Staatslehren – all das ballt sich zu ungeheuern Schwierigkeiten zusammen, die zu überwinden sind, bevor ein neues Spanien auf den Stamm unserer alten Geschichte gepropft und von seinem Saft belebt werden kann.« – Ein solches Urteil von solcher Seite darf gewiß von keinem leicht genommen werden, der die sehr oft verkannte und seit Jahrzehnten durch die vom religiösen Liberalismus beeinflussten Staatslehren schwer erschütterte Stellung des spanischen Katholizismus unparteiisch untersuchen will.

Religiöse Ursprünge des Antisemitismus. Dieser unbeirrbare Wahrheitswille wird erfreulicherweise auch von der »Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands« deutlich betont. Im ersten Bande der von ihm herausgegebenen »Forschungen zur Judenfrage« (Hamburg 1937, Hanseatische Verlagsanstalt, M 12.–) stellt der

Präsident der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Professor Karl Alexander von Müller, an jede Forschung, »auch beim lebendigsten, beim aufregendsten Gegenstand«, die Forderung »der Stille und der unerbittlichen Zucht strenger, gefammelter Arbeit« (13). Ebenso verlangt der Präsident des zuständigen Reichsinstituts, Professor Walter Frank, eine Untersuchung der Judenfrage »mit den Mitteln der unerbittlichen wissenschaftlichen Methode und Kritik« (28). Gewiß liegt es nicht nur an Verschiedenheiten des Temperamentes der im ersten Bande vertretenen Forscher, sondern auch an der Eigenart ihrer Sachgebiete, daß diese Forderungen nicht überall in gleich hohem Grade verwirklicht sind.

Zu den objektivsten Beiträgen gehören die Darlegungen des protestantischen Neutestamentlers Professor Gerhard Kittel über »die Entstehung des Judentums und die Entstehung der Judenfrage«. Mit lange bewährter Sachkenntnis zeigt er rein historisch, daß der eigentliche Ursprung der Judenfrage in der »theokratischen Gesetzesreligion« zu suchen ist (51). Nach Zahl und Kultur lag ja der Schwerpunkt des Judentums bereits vor der Zeit Christi nicht mehr in Palästina, sondern in der das gesamte Römerreich umfassenden Diaspora, wo Millionen aus den verschiedensten Völkern der Religion Israels anhingen. Neben unzweifelhaften Schwierigkeiten dieses Zusammenlebens werden hier in Kittels Darstellung auch schon Anlässe jüdischer Mitarbeit an der geistigen und wirtschaftlichen Kultur der Menschheit sichtbar. Daß nach der Zerstörung Jerusalems das Judentum »keine Heimat mehr hat, daß es keine Bodenständigkeit hat, daß sie ihre Sprache weithin verlieren, daß sie rassenmäßig ein Mischvolk im ausgeprägtesten Sinne werden: alles dies würde normalerweise die Widerstandsfähigkeit gegen die Aufsaugung durch andere Völker aufheben, sollte man meinen« (51). Aber die Juden werden nicht aufgelogen, weil trotz allem die Treue zu einem unsichtbaren Heiligtum ihr Volk zusammenhält. Das rabbinisch ausgebaute Gesetz Jahwes ist heute noch bei sehr vielen »echter leidenschaftlicher Eifer um die Erfüllung des Gotteswillens« (53), und auch die Haarspaltereien des Talmuds haben es nicht einfachhin entweiht, weil »ein großer Teil dieser talmudischen Diskussionen« als rein »theoretische Ausdenkung dieser oder jener Möglichkeiten«, als »Freude an akrobatischen Kunststücken« aufgefaßt werden muß (54). Mag das liberale Judentum »sich weithin völlig vom Gesetz freimachen, die Fäden seines Daseins laufen dennoch irgendwie noch zu jenem im Gesetz lebenden Judentum« (56).

Erst aus dieser zutiefst religiösen Gemeinschaft ist eine über fremde Gebiete verstreute Volksgemeinschaft entstanden, die dort ebensowenig Staaten gründete wie die durch Länder und Meere schweifenden Phönizier, Chinesen oder Deutschen. Und wie aus Liedern und Reden vieler Völker die Hoffnung auf Beherrschung der Erde spricht, so wird der Wille zur Weltherrschaft »der wesentlichste Faktor« der Selbstbehauptung des verstreuten Judentums, und auch dieser Faktor wächst psychologisch »aus dem theokratischen Bewußtsein des Gesetzesjudentums«, aus dem Gedanken göttlicher Auserwählung (58). Wegen des religiösen Charakters der Judenfrage ist es also nicht zu verwundern, daß sie gerade

durch den Gegensatz zwischen Judentum und Christentum »ihre besondere Prägung erhalten hat« (62), eine Prägung allerdings, die zahlreiche Spuren der Untreue von Juden wie Christen gegen den echten Geist beider Religionen trägt.

Mit diesen Auffassungen Kittels stimmt der katholische Theologe Arthur Allgeier von der Universität Freiburg i. Br., der in seiner »Biblischen Zeitgeschichte« (Freiburg 1937, Herder, geb. M 9.60) die Schicksale Israels aus biblischen und außerbiblischen Quellen von den ersten Anfängen bis zur Entstehung des Christentums lebensvoll und sorgfältig darstellt, durchaus überein. Was Kittel im engen Raum eines Aufsatzes nur andeuten kann, wird bei Allgeier aus der eindringlichen Schilderung eines geschichtlichen Ablaufs von mehr als tausend Jahren fast selbstverständlich. Gemäß dem Zwecke des Buches konnte nicht über das erste Jahrhundert des römischen Kaisertums hinausgegangen werden, und für diese Zeit stellt Allgeier fest (319 f.): »Der letzte und tiefste Gegensatz, der die Juden von der Umgebung trennte, war die Religion.« Wohl finden sich in der damaligen Literatur mancherlei teilweise phantastische Klagen, »bemerkenswert ist aber doch, daß den Juden nie ein besonderes Gewerbe zum Vorwurf gemacht wird; auch Reichtum und unlautere Geschäftsmittel werden nie geltend gemacht, geschweige denn die raffische Fremdheit. Dazu war das Völkergemisch im Römerreich zu groß, und Syrer, Ägypter, Griechen waren im Westen auch nicht gelitten, aber doch nicht verfolgt.« – Ohne Zweifel sind die geschichtlichen Feststellungen Kittels und Allgeiers geeignet, auch die durch andere Methoden gewonnenen raffischen Anschauungen wissenschaftlich zu vertiefen.

IV.

Umwege und Hoffnungen des Pariser Philosophenkongresses. Der vom 31. Juli bis zum 6. August in Paris abgehaltene »Internationale Kongreß für Philosophie« hat über sechs große Themen verhandelt: über den Stand der Descartes-Forschung, die gemeinsame Einheit aller Einzelwissenschaften, Logik und Mathematik, Kausalität und Determinismus, Transzendenz, Wertphilosophie. Die Berichte liegen in 12 Bänden vor (»Travaux du 9^e Congrès International de Philosophie«, Paris 1937, Hermann & Cie.). Schon die darin zu Tage tretende Vielfältigkeit der Ansichten über die wichtigsten Grundfragen unseres Lebens läßt es zweifelhaft erscheinen, ob die von Alfred Bäumler im »Völkischen Beobachter« (Berlin, 31. Juli 1937) begrüßte Trennung der Philosophie von Theologie und Tradition eine Wohltat ist. Ohne Zweifel muß die Philosophie wie jede andere Wissenschaft ihr Gebiet nach ihren eigenen Methoden selbständig durchforschen, aber daraus folgt nicht, daß sie dann am sichersten zu wahren Erkenntnissen gelangt, wenn sie sich um die Leistungen ihrer eigenen Vergangenheit oder anderer Wissenschaften nicht kümmert. Neue Fragen können viel bedeuten, aber richtige Antworten bedeuten mehr. Wie die Naturphilosophie durch Nichtbeachtung der Naturwissenschaften oft in die Irre gegangen ist, so wird erst recht die Begründung religiöser und ethischer Fragen dem engen Geiste

des Menschen nicht so leicht, daß der Philosoph ohne Schaden auf die beratende Hilfe der wissenschaftlichen Theologie verzichten könnte.

Gerade die religiösen Fragen, die das Kongreßthema »Transzendenz« aufwarf, haben in Paris, wie ich aus Privatmitteilungen meines Ordensbruders Marcel Régnier entnehme, der als philosophischer Beobachter anwesend war, »wohl das leidenschaftlichste Interesse geweckt«; aber die Gegensätze seien sich hier wie in andern Fällen kaum näher gekommen. »Der überlieferte Theismus wurde von hervorragenden Denkern, wie Maurice Blondel (der starken Eindruck machte), G. Marcel, Lavelle, Petrovici, glänzend und mit großer Beredsamkeit verteidigt. Dagegen behauptete Brunschvicg im Einklang mit seiner bekannten Lehre, das Transzendente sei nicht in einem Jenseits zu suchen – darin sieht er nur eine räumliche Täuschung –, sondern in einer Vertiefung der Immanenz. In einer ungewöhnlich pathetischen Wechselrede stellten G. Marcel und Brunschvicg ihre beiderseitigen Anschauungen über den philosophischen Sinn des Todes, die christliche und die spinozistische, einander gegenüber. Metzger erklärte, wie nach seiner Ansicht Nietzsche in die Philosophie den Begriff eines Transzendenten eingeführt hat, das gar nichts mit einem ‚Jenseits der sinnenfälligen Welt‘ oder mit einem ‚Übernatürlichen‘ zu tun hat, sondern nichts besagt als die Kraft des Menschen, über sich hinauszugehen. Im selben Sinne warf Heimsoeth Blondel vor, er unterschätze gewaltig den Reichtum der Wirklichkeit, in der wir leben; in ihrem Dynamismus sei das enthalten, was wir unter dem Begriff des Transzendenten suchen.«

Eigentlich sollte es ja zu allen Zeiten, zumal unter Philosophen, selbstverständlich gewesen sein, daß man keine Ansicht, die höflich vorgetragen und ernst begründet wird, von vornherein aus dem Kreis wissenschaftlicher Erörterung ausschließt. Leider ist es nicht immer so gehalten worden, und insofern kann Marcel Régnier einen »Fortschritt« darin sehen, daß die katholische Philosophie in der internationalen Welt des Pariser Kongresses eine Beachtung gefunden hat, die bei gründlicher und lebensnaher Arbeit, wenn auch erst nach vielen Umwegen, eine allmähliche Annäherung an die eine Wahrheit hoffen läßt. Dazu muß allerdings auch das außerwissenschaftliche Begriffsgut des Alltags mehr und mehr geklärt werden.

Katholisches im Konversationslexikon. Volkstümliche Nachschlagebücher haben nicht bloß auf das Denken der breiten Massen Einfluß. Kein Fachmann wird ganz ohne sie fertig, und mindestens außerhalb seines besonderen Arbeitsgebietes geht vieles aus ihnen fast unmerklich in seine Anschauungen über. Daher ist es von Wichtigkeit, daß derartige Werke, wenn sie die Lehren und Einrichtungen der verschiedenen religiösen Bekenntnisse darstellen, auf peinliche Genauigkeit in der Sache und brüderliche Rücksicht in der Form sehen. Bei kaum einem Konversationslexikon aus nichtkatholischen Verlagen ist das in so hohem Maße gelungen wie beim »Neuen Brockhaus«. Dieses lehrreich und schön bebilderte, über alle Lebensgebiete und außerdem über den gesamten Wortbestand der deutschen Sprache kurz unterrichtende »Allbuch in vier

Bänden und einem Atlas« macht durch seine beiden ersten Bände (Leipzig 1937, Brockhaus, geb. je M 10.-) auf den Katholiken einen sehr erfreulichen Eindruck. Stichproben ergaben immer wieder ein ernstes Streben, in religiösen und sittlichen Fragen die katholischen Anschauungen ebenso sorgfältig wiederzugeben wie die nichtkatholischen, eine Sorgfalt, die auch dem seit 1935 fertig vorliegenden »Großen Brockhaus« nachgerühmt werden konnte, womit freilich von keinem der beiden Werke behauptet werden soll, daß alle Schiefheiten in der Darstellung katholischer Dinge vermieden worden wären. Befragung katholischer Bücher bleibt also unerläßlich, wenn man sich vom Katholizismus ein richtiges Bild machen will. Die internationale Presse bietet noch immer zu viele Beweise erstaunlicher Unbekümmertheit im Urteil über eine Erscheinung von so großer Tragweite.

Meinungen über die Ehe in Kuba. Die sehr modensfreudige und auch sonst auf die leichteren Rhythmen der tropischen Halbmillionenstadt La Habana eingestellte Wochenschrift »Carteles« berichtete am 27. Juni 1937 (S. 44) das Ergebnis ihrer öffentlichen Umfrage nach Beibehaltung, Änderung oder Abschaffung der heutigen Ehe. 3258 Antworten waren eingelaufen, darunter nur 721 von weiblichen Personen und nur eine aus den Kreisen von Wissenschaft und Kunst. Für die Beibehaltung der Ehe und die Verwerflichkeit der in Kuba jetzt gesetzlich zugelassenen Ehescheidung sprachen sich 1146 Einsender aus, von denen sich nicht mehr als fünf auf religiöse Gründe beriefen, während alle andern die Ehe ausschließlich als »bürgerliche Einrichtung« betrachteten. Dagegen lehnten 2032 Antworten die jetzige Ehe durchaus ab und »verlangten teils ihre vollständige Ersetzung durch freies Zusammenleben, teils ihre wesentliche Umgestaltung durch Anpassung an den seit 50 Jahren im Leben des einzelnen, der Familie und der Gesellschaft eingetretenen Wandel infolge des modernen Kulturfortschrittes, infolge der Beteiligung der Frau an Berufen, die früher dem Mann vorbehalten waren, und infolge der neuen Moral, die aus dem Zusammensein der Geschlechter in der Schule, beim Sport und bei der Arbeit entstanden ist«. Trotzdem halten auch diese Einsender gleich allen andern daran fest, daß Kinder für das Glück des häuslichen Lebens notwendig sind, und »sehr wenige begrenzen die Zahl auf zwei oder drei«. Außerdem verlangen gerade die Gegner der Ehe am entschiedensten die charakterlichen und wirtschaftlichen Voraussetzungen, die der Verbindung Dauer verleihen können. – Daß auf diese Weise sogar ein solches Publikum sein Gefühl für die natürliche Berechtigung der Grundlagen zu erkennen gibt, auf denen tatsächlich die katholische Ehegesetzgebung ruht, ist gewiß erfreulicher als die Unbesorgtheit, mit der eine so bunt gemischte Leserschaft zum Urteil über diese Dinge aufgerufen wird. Von ganz anderem Gewicht ist das folgende Zeugnis aus der englischen Kolonie Sierra Leone.

Folgen der Vielweiberei. In der vom Londoner »International Institute of African Languages and Cultures« herausgegebenen Zeitschrift »Africa« (Juli 1937, S. 249 ff.) schilderte der methodistische Missionar K. H. Crosby »so leidenschaftslos wie möglich« aus genauer Kenntnis des von ihm auch sprachlich

durchforſchten Gebietes die Vielweiberei bei dem weſtafrikanifchen Stamm der Mendi. Er gibt zu, daß in einzelnen Fällen durch dieſe Einrichtung der Frauenüberſchuß verſorgt, die eheliche Laſt für die Frau erleichtert und der Mann gegen Ausſchweifungen etwas mehr geſchützt wird. Aber die Ehe müſſe nicht nach Einzelfällen, ſondern gemäß ihrer weſentlich ſozialen Aufgabe aus dem Gefichtspunkte des allgemeinen Wohles der Menſchheit beurteilt werden. Und da ſei die Sprache der Tatſachen unmißverſtändlich. In einem Regierungsbericht aus dem Jahre 1931 über das Mendigebiet, wo von je 100 verheirateten Männern noch 12 mehr als drei Frauen haben, wurde von ärztlicher Seite feſtgeſtellt: »Aus Vielweiberei entſteht bei den Männern Impotenz und bei den Frauen relative Sterilität. Vielweiberei führt zu Untreue und damit zu Geſchlechtskrankheiten. Der Mann wird angeſteckt, und es bildet ſich ein Kreis, der kaum zu durchbrechen iſt. Die Seuche geht von der Frau zum Mann und vom Manne zu andern Frauen. Unfruchtbarkeit nach dem erſten Kinde iſt bei dieſen Frauen gewöhnlich. Alſo hat die Vielweiberei eine ſehr einſchneidende Wirkung auf die Geburtenzahl.« Bei den Mendi kommt auf je 100 Männer ein Überſchuß von 21 Frauen zwiſchen 15 und 50 Jahren. Wenn jeder Mann zwei Frauen nimmt, ſind für 40 Männer von 100 überhaupt keine Frauen mehr vorhanden. »Muß alſo ein unparteiſcher Beobachter ſich nicht wundern, daß eine Regierung, der es um das Wohl des Volkes zu tun iſt, ſich überhaupt dazu verſtehen kann, einzelnen und gar noch leitenden Männern des Staates 200 oder 300 Frauen zu geſtatten?« – Damit iſt der oft gehörte Vorwurf gegen die chriſtliche Miſſion, ſie verderbe durch ihre Forderungen der Einehe die »natürliche« Sittlichkeit der »Wilden«, wieder einmal gebührend beleuchtet. Nicht immer ſo draſtiſch, aber in unvergleichlich größerem Maßſtabe offenbart ſich der Wert des Evangeliums für jedes Volkstum auf der weſtlichen Halbkugel unſerer Erde.

Chriſtliche Völkerformung von Mittelamerika bis zum Nordpol. Für den reſigiös oder ethiſch eingestellten Betrachter bieten die vier Rieſenräume Mexiko, Vereinigte Staaten, Kanada, Arktis überaus lehrreiche Beiſpiele völkifchen Zuſammenwachſens von Menſchengruppen, die außer ihrer chriſtlichen Kultur und dem Willen zu einer neuen gemeinſamen Heimat faſt nichts miteinander verband. Man leſe nur in dem von Fritz Klute herausgegebenen »Handbuch der geographiſchen Wiſſenſchaften« den unter vier namhafte Fachleute verteilten Band über »Nord- und Mittelamerika und die Arktis« (Potsdam, Athenaion, ſeit 1933 in 18 Lieferungen zu je M 2.40). Er wird durch die in Wort und Bild allſeitig veranſchaulichten geographiſchen Tatſachen wie von ſelbſt dem auf engem Raum unglücklich zerſplitterten Europa zu einer Gewiſſenſerforſchung darüber, ob es recht iſt, die Zerklüftung als ein unüberwindliches Ergebnis der Geſchichte zu betrachten.

»Der Bewohner der Vereinigten Staaten«, ſchreibt der Wiener Profeſſor Bruno Dietrich in ſeiner Einleitung des Bandes (52f.), »iſt trotz ſeiner bunten Volksmiſchung durch ſeine Landesnatur, durch die urſprüngliche Freizügigkeit alles

Wirtschaftens in seinem Wesen nahezu genormt worden. . . . Der Wirtschaftsgeist ist dem Amerikaner wie der Bürgerbegriff Wesenszug seines Menschentums geworden. . . . Dieser Begriff im Verein mit der einheitlichen Landessprache hat einen Menschentyp geschaffen, um den das alte Europa die Neue Welt in dieser Hinsicht beneiden könnte. Gewiß ist die Entwicklung noch im Fluß und wird das Überwiegen der rein materiellen Lebensauffassung mildern.« Hier vergißt Dietrich das stärkste Gegengewicht gegen den Materialismus: von den Entdeckerzeiten an haben die Männer, von denen die Entwicklung geleitet wurde, unter dem Einflusse des Christentums gestanden. Was Dietrich für Kanada (111) kurz andeutet, daß der katholischen Religion ein wesentliches Verdienst am Widerstand gegen materialistische Gestaltung der Volkskultur zukommt, das hätte besonders auch für die pazifischen Landschaften der Vereinigten Staaten (348 ff.) klarer herausgearbeitet werden können. So nachhaltig hat ja vor allem die franziskanische Mission diesen herrlichen Gegenden durch die Städtenamen, die alten Klöster und Kirchen, den ungewöhnlich starken Bevölkerungsanteil der Katholiken bis heute einen für amerikanische Begriffe »romantischen« Stempel aufgedrückt, daß sogar die Touristenreklame daraus ein wirksames Werbemittel macht.

Wohl den tiefsten Eindruck siegreicher Charakterstärke hinterläßt die begeisterte Schilderung, die der Berliner Grönlandforscher Ernst Sorge in seiner Darstellung der Arktis von den Eskimos gibt. Fröhlich führen sie ihr Leben in Ländern, »denen nach der Auffassung anderer Menschen wesentliche Lebensgüter fehlen« (507). Alle Kenner seien »voll des Lobes und Staunens über den ausgezeichneten Charakter, die Erfindungsgabe und Geschicklichkeit dieses kleinen Volkes«. Ihre Denkweise wird am meisten durch die Überlieferung bestimmt. Wohl aus diesem Grunde sind die Kulturen aller Stämme so sehr ähnlich. Aber das Leben als Jäger und Fischer verlangt selbständig denkende und handelnde Menschen, die in der Einsamkeit einer harten Natur ihren Mann stehen. Daher das wundervolle Eskimowort: »Die wahre Weisheit findet sich fern von den Menschen, draußen in der großen Einsamkeit; und sie kann nur erlangt werden durch Leiden . . .« Die Erfindungsgabe der Eskimos kann geradezu genial genannt werden. Ihre drei großen Erfindungen, Kajak, Hundeschlitten und Schneehütte, zeigen sich auch heute noch in der Arktis den Erfindungen der Weißen überlegen« (508 f.).

Angeblickt dieser Verstandesklarheit der Eskimos wundert man sich, dann weiter bei Sorge zu lesen, das Christentum, zu dem die meisten übergetreten sind, habe die »heidnischen Glaubensanschauungen« nicht beseitigen können, weil sie »zutiefst der Polarnatur und der Seele der Eskimos« entspringen. Sollte denn ein so begabtes Volk außerstande sein, die Einzigartigkeit des Christentums mit ganzer Seele zu erfassen? Jedenfalls bezeugte ein Bericht der »Katholischen Missionen« (Februar 1937, S. 48) aus dem vor 25 Jahren missionarisch in Angriff genommenen Gebiete des Vikariates Hudson Bay: »überaus häufig

sieht man die Eskimos am Tische des Herrn. Christen versprechen Nichtchristen nur dann die Ehe, wenn diese sich auf der Stelle als Taufwerber einschreiben lassen. Das Auffallendste ist, daß die Leute ihren angestammten Aberglauben als unvereinbar mit dem Christentum, auch wenn sie allein sind, gewissenhaft meiden.«

Umschau

«Mystik als Lehre und Leben»

Nachdem die Zeit der rationalen und technischen Kultur die Mystik lange in den Hintergrund gedrängt hatte, ist ihr in den letzten Jahrzehnten eine neue Blütezeit beschieden gewesen. Zuerst sind in den romanischen Ländern bedeutende Schriften erschienen, die zu ihr Stellung genommen oder gar sie in ihrer ganzen Breite dargestellt haben. Man braucht nur an die Namen: Saudreau, Lamballe, Poulain, Seisdedos-Sanz, Arintero, Garrigou-La-grange, Joret, Gardeil, Farges, Tanquèrey, De Guibert, Menéndez u. a. zu erinnern. Auch im germanischen Sprachgebiet sind fast gleichzeitig wertvolle Werke erschienen, wie die von v. Hügel, Louismet, Thurston, Underhill, Devine, Krebs, Richstaetter, Zahn, Mager, Pummerer, Lercher u. a.

Fast noch übertroffen wurden diese Untersuchungen durch die Neuausgaben alter mystischer Texte; so haben wir neben ausgewählten, wie den vorzüglichen von Karrer, kritische Ausgaben von fast allen großen und nicht wenigen kleinen Autoren des Mittelalters und der Neuzeit oder lesen wenigstens schon die Anfänge ihrer Werke, wie die von Eckhart, Ruysbroek, Herp. Zur Ergänzung und Veranschaulichung kommt eine fast unübersehbare Menge von Schriften und Selbstzeugnissen moderner Mystiker hinzu, die allerdings häufig weniger Wert beanspruchen, teils wegen mangelnden wissenschaftlichen Unterbaus, teils wegen des Mangels an Originellem.

Vergleicht man die ersten verheißungsvollen Anfänge, die eine restlose Durchdringung der mystischen Phänomene durch Dogmatik, Exegese, Psychologie erhoffen ließen, mit dem tatsächlichen Ergebnis, so kann man sich schwer dem Eindruck verschließen, daß der Forschertrieb langsam nachgelassen, daß nur ein begrenzter Teil Ergebnisse erzielt hat. So bietet Zahn einen vorzüglichen Überblick über das Ganze, Poulain hat die psychologische Seite der

Mystik wesentlich gefördert, Garrigou-La-grange die Bedeutung der Geistesgaben für die Mystik; die Kontroversen, besonders zwischen De Guibert und Garrigou-La-grange, haben die Fragen des Art- oder Gradunterschiedes, der allgemeinen oder bloß besondern Berufung wesentlich geklärt. Auch die vielen geschichtlichen Werke, wie die von Bremond, Butler, Chrylogonus a Jesu Sacramentato, Richstaetter u. a., lassen vieles deutlicher sehen. Aber nicht wenige Einzelfragen sind noch offen und unbeantwortet, und daher kann ein wirklich zusammenfassendes großes Werk noch gar nicht vorliegen.

Soweit man aber einen Abschluß wünschen kann, und zwar einen solchen, wie er der tatsächlichen Lage entspricht, bietet ihn das Werk von Al. Mager O. S. B.¹ Mager ist der geeignete Mann dafür, weil er schon lange auf diesem Gebiet als Schriftsteller führend tätig ist. So hat er im wesentlichen nur seine Aufsätze, in denen er zu Publikationen und Streitfragen Stellung genommen hat, zusammenstellen und ergänzen müssen. Er teilt sie in die zwei großen, der Sache ganz entsprechenden Teile: Mystik als Lehre und Mystik als Leben.

Im ersten Teil, Mystik als Lehre, kommt Mager auf alle die Fragen, die zum Verständnis der Mystik beantwortet werden müssen. Wir lernen den Grundtrieb kennen, der zur Mystik führt: die tiefere Vereinigung mit Gott, und die damit gegebene Grundhaltung des Mystikers. Wir werden aufmerksam gemacht, wie nicht nur die Erkenntnis, sondern auch die Liebe zum Wesen der Mystik gehört. Zur genauen Umgrenzung des wesentlichen mystischen Phänomens legt Mager seine Theorie der Geistessee ausführlich und nach allen Seiten hin dar. Danach ist mystische Gottvereinigung keine eigentliche Gotteschau,

¹ Mystik als Lehre und Leben. 8^o (491 S.) Innsbruck 1935, Tyrolia. M 10.-